



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

St.: Geschwollen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

landung bis zur Ochsenausfuhr. Arthur Jitger malte im „Saal“ einen antifizierenden Plafond und über dem Kamin eine Frau Saga. Der Marschenhof mit seinen Sammlungen soll nun zum Besten der Bevölkerung der Gegend erhalten werden. Auf dem Deich vor seinem Hause hat er eine Nische mit einem Mosaikbildnis Karls des Großen aufgestellt. Es war sein Lieblingsgedanke, daß der Frankenkönig bei seinem Heimatsdorfe die Weser überschritten habe. Nach den Chronisten soll das bei Alisne geschehn sein; Rechtenfleth gegenüber liegt ein altes Dorf Alsen; darin erblickte er Alisne. Er selbst mußte freilich später die Berechtigung von Zweifeln zugestehn, denn in dem damals noch uneingedeichten Lande konnte kaum ein „Dorf Alisne“ liegen. Seinen mildthätigen Sinn bekundete Allmers noch in seinem Testament, denn von seinem sehr zusammengeschmolzenen Vermögen sind noch Legate für die Bedürftigen Rechtenfleths ausgesetzt.

Diese werden den Mann mit dem überquellend warmen Herzen nie vergessen; der friesische Stamm wird in ihm immer seinen Herold sehen; der Same seiner Schriften wird wohl nie üppig ins Kraut schießen, aber auch nie untergehn. Untergehn muß das, was von dem lebendigen Menschen untrennbar war, und was seine Freunde am allermeisten an ihm schätzten: der geistprühende Mann, der bezaubernde Gesellschafter, der aus Ull und Grandezza zusammengesetzte Mimiker.

E. A. v. d. Weser



Geschwollen



er von dem Gefühle der eignen Wichtigkeit, Klugheit oder Schönheit so durchdrungen ist, daß sich die von ihm dabei erlittne Einbuße an geistigem Gleichgewicht auch äußerlich im Ausdruck des Gesichts, in der Rede, im Gang oder in der Haltung kundgibt, ist geschwollen. Geschwollensein ist demnach eine Störung des geistigen Gleichgewichts, ein Pathos, dem jeder ausgesetzt ist; wir werden jedoch als besondere Abarten chronisches, berufsmäßiges und dekoratives Geschwollensein unterscheiden müssen.

Was den Ausdruck an sich anlangt, so halten wir ihn bis auf weiteres für hyperbolisch, da wir trotz aufmerkamer Beobachtung ein körperliches Anschwellen der Befallnen in keinem Falle wahrgenommen haben. Die verminderte Grazie und Beweglichkeit, die das Geschwollensein der Natur der Sache nach im Gefolge hat, können leicht das Volksauge getäuscht haben und ihm als körperliches Anschwellen erschienen sein. Zudem liegt es auf der Hand, daß eupeptische, behäbige, mit sich selbst und mit der Welt zufriedne Leute, die gut bei Leibe zu sein pflegen, und zu denen schon Julius Cäsar berechtigtes Vertrauen hatte, dem Geschwollensein mehr ausgesetzt sind als magere, grätige Geschöpfe, die obendrein — ein Raffinement von Selbstbeherrschung und Tücke — es verstehen sollen, in heimlicher, das heißt äußerlich nicht wahrnehmbarer Weise geschwollen zu sein. Da demnach die äußern Symptome des Geschwollenseins leicht irre führen können, und man bei oberflächlicher Beobachtung einen Mann für „geschwollen“ halten könnte, dessen Beweglichkeit nur durch zu schweres Blut oder Fettleibigkeit beeinträchtigt wird, so empfiehlt es sich, das Wort „geschwollen“ mit dem Hilfszeitwort sein nur zu gebrauchen,

wenn man von sich spricht. Es ist also unbedenklich, zu sagen: „Ich war natürlich nicht wenig geschwollen,“ während man, wenn es sich um den Herrn Professor X handelt, gutthun wird, zu sagen: Der Herr Professor X scheint mir ein wenig geschwollen. Über sich selbst kann man urteilen; einem Professor sieht man nicht in den Magen.

Zu den Obliegenheiten, die sich die Hüter unsers deutschen Sprachschatzes zurechtgelegt haben, gehört auch die, daß sie vorkommendenfalls dem einen oder dem andern Worte, wie dies ja auch die Apotheker in ähnlicher Weise mit ihren Tränkchen, Pulvern und Salben thun, ein Zettelchen aufkleben, woraus der Gläubige ersieht, daß es ihrer Überzeugung nach familiär, trivial, volkstümlich, veraltet, prezios, burleskos, vulgär, gemein oder schlimmeres ist. In Wörterbüchern erwarten uns in dieser Beziehung die seltsamsten Überraschungen. So ist man bisweilen bei englisch=deutschen Interpretationen dieser Art überrascht, englische Worte als „gemein“ oder „burleskos“ gekennzeichnet zu finden, die man den Lippen authentischer englischer Herzoginnen hat entschweben sehen, und die sich dabei — wir meinen, wie sich das ohnehin aus der syntaktischen Fügung des Satzes ergibt, die Worte und nicht die Herzoginnen — weder schüchtern noch verlegen gebärdeten. Das kann nur darin seinen Grund haben, daß entweder der Verfehr englischer Herzoginnen mit englisch=deutschen Wörterbüchern und der der Verfasser englisch=deutscher Wörterbücher mit englischen Herzoginnen kein besonders lebhafter ist, oder daß das Avancement des einen oder des andern Slangwortes zu einer der „Gesellschaft“ ohne jeden Anstoß geläufigen Vokabel der Redaktion nicht rechtzeitig gemeldet wird. Wir wissen nicht, wie unsre Autoritäten über das Wort „geschwollen“ in der von uns hier zu Grunde gelegten Bedeutung denken; es ist uns auch um deswillen gleichgiltig, weil die Sache besteht, und sie deshalb auch, wie jedes anständige Kind, einen Namen haben muß. Ein sonstiges, sich mit der Sache wirklich deckendes Äquivalent ist uns aber im Deutschen nicht bekannt. Die Worte eitel, eingebildet, hochmütig, auf dem Kamele, bedeuten alle etwas andres, auch ist man bekanntlich in vielen Fällen geschwollen, ohne deshalb notwendigerweise zugleich „gehoben,“ „gefeizelt,“ „gekrast“ oder „aufgeblasen“ zu sein.

Der Rabe, dem der Fuchs den Käse abschwindelte, fühlte sich geschmeichelt, „burleskos“ ausgedrückt, er fühlte sich gekrast, und man muß billigerweise einräumen, daß man sich an seiner Stelle ebenfalls gekrast gefühlt hätte, da Herr Reineke seine Sache sehr geschickt angefangen hatte. Aber „geschwollen“ war der Rabe nicht: das geht aus mehr als einem Umstande hervor. Einmal sind dem Geschwollensein zwar Gimpel, Papageien, Täubchen, alte Truthähne und sogar minderbefähigte Eulen ausgesetzt, aber nicht Raben; dann erfahren wir, daß der Umschmeichelte einen ganzen Käse, un fromage im Schnabel hatte, und es liegt auf der Hand, daß er ihn, wenn es sich um Geschwollensein hätte handeln sollen, bei der ersten Anwendung davon vornehm in Papier gewickelt und in die Tasche gesteckt hätte; endlich wurde die Katastrophe dadurch herbeigeführt, daß der Rabe etwas that, was man im geschwollenen Zustande nur unter Sangesbrüdern thut: er schickte sich an, zu singen. Es singt oder schlägt das Rad mit dem Pfau um die Wette, wer sich „gehoben“ oder „gekrast“ fühlt; wer geschwollen ist, schweigt, schließt oder rollt die Augen, verliert die frühere Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Bewegungen, fängt an zu posieren, verfällt in Starrkrampf; man könnte ihn für hypnotisiert halten oder mit der Verdauung von Malpastete beschäftigt.

Aufgeblasen war der Frosch, als er auf den unglücklichen Gedanken gekommen war, es im Wege künstlichen Sichausblähens dem Ochsen an körperlichem Volumen gleichzuthun. Der Titel der Fabel bezeichnet ihn ausdrücklich als la grenouille qui voulait se faire aussi grosse que le bœuf. Ein solches Unterfangen bewies leider zu deutlich, daß es dem als tragischer Held auftretenden Frosch an Bescheidenheit und an Einsicht, also überhaupt an Sophrosyne fehlte. Er hätte im Vollgefühl seiner Schönheit und Wichtigkeit geschwollen sein können, das hätte nur die Elastizität

zität seiner Sprünge und die natürliche Anmut seiner Haltung beeinträchtigt, zu einem tragischen Ende hätte die Geschwollenheit, auch wenn sie chronisch geworden wäre, nicht geführt. Die andern Frösche möchten ihn als eitel und eingebildet verspottet haben, und in seine Froschkarriere könnte durch das ihm vorschwebende, leider unerreichbare Ideal des Überfrosches ein Meltau gefallen sein: geplagt wäre er ebensowenig wie eine Menge Leute, die wir jahraus jahrein geschwollen einhergehen sehen, und die diese Hypertrophie des Selbstbewußtseins nicht hindert, ein methusalemitisches Alter zu erreichen. Der Unterschied zwischen dem Geschwollensein und dem Sichaufblähen liegt am Tage: Geschwollensein ist ein Zustand, den man über sich ergehen läßt, ein friedliches Gewährenlassen der Eitelkeit und der Verblendung, während das, was beim Frosch die Katastrophe herbeiführte, sein rastloser Ehrgeiz war. Lieber plagen, dachte er, als im Sichaufblähen nachlassen, und — hier erkennen wir eben das Walten der Moira — er plagte. Das war fatal, fatal in dem Sinne, daß es der Idee entsprach, die sich ohne Zweifel seine Mitfrösche vom Fatum machten.

Um das Geschwollensein in möglichst reiner Form, das heißt ohne Zusatz andrer Affekte zu beobachten, zieht man einem fünf- bis sechsjährigen Mädchen Goldkläferschuhe an, steckt es in ein kurzes, weißes Kleidchen, bindet ihm eine rosa-seidne, möglichst breite Schärpe um den Leib, setzt ihm einen Epheukranz auf und äußert zu einem der Anwesenden, daß es wie ein kleiner Engel aussehe. Die Kultur ist in diesem Falle überaus dankbar, der virus wirkt sofort, und der Schwellungsbazillus kann schon im nächsten Augenblick unter das Mikroskop genommen werden. Das Kind giebt sich den Anschein, als habe es von der Engelsähnlichkeit nichts gehört, streckt den Unterleib vor, setzt die Füße einwärts, verrenkt und verdreht die Glieder, als habe es sich für den höhern Kurzus eines Gummimanns vorzubereiten, und behandelt, solange der virus wirkt, seine Puppe, als wenn sie eine Peitsche wäre. Wir haben unter solchen Umständen noch andre Symptome beobachtet, die darauf schließen ließen, daß es dem Kinde zu heiß wurde, oder daß es sich durch möglichste Beseitigung des Röckchens noch mehr das Ansehen eines Engels zu geben glaubte. Aber da dergleichen nur bei besonders lebhaften Kindern vorkam, so können solche einen ausnahmsweise eintretenden Paroxysmus andeutende Erscheinungen um so mehr außer Betracht bleiben, als sich die betreffenden jungen Damen, wenn man ihnen zwölf bis fünfzehn Jahre später den Thatbestand auch nur entfernt vorhielt, sofort in Cobra-Cabelo verwandelten.

Bei einem sechs- bis siebenjährigen Jungen wird das Engelskostüm durch Uniformstücke ersetzt. Ein goldig glänzender Pappküras, ein Helm mit weißem Kopfschaarbusch und ein Miniaturpallast haben sofort die gewünschte Wirkung. Auch der kleine Junge streckt wie das kleine Mädchen den Unterleib vor und setzt die Füße einwärts, aber die weiteren Symptome sind dann verschieden. Der Junge stampft auf den Boden, nimmt eine Gangart an, die an die eines im Kreuze lädierten, aber sehr würdevollen höhern Befehlshabers erinnert, grüßt durch Berührung des Helms imaginäre Armeekorps und zieht blank. Lieb Vaterland, kannst ruhig sein.

Wie das kleine Mädchen und der kleine Junge mit dem Gedanken, ein Engel oder ein kommandierender General zu sein, nicht fertig werden können, so geht es Erwachsenen mit andern ähnlichen Dingen und Vorstellungen. Für gewisse Menschen scheint allerdings die Gefahr des Geschwollenseins kaum, ja vielleicht überhaupt nicht vorhanden: aber das sind Ausnahmen. Entweder liegen ihre Lebensziele so hoch und so abseits, daß Dinge, auf die der gewöhnliche Mensch Wert legt, für sie nicht in Frage kommen, oder Teilnahme und Aufopferung für andre haben schon von frühester Jugend auf jedes übergreifende Selbstgefühl in ihnen erstickt. Sie sind offenbar das Holz, dessen sich die Vorsehung in den meisten Fällen bedient, wenn es große Männer oder Heilige zu schnitzen giebt, aber andererseits zeigt uns die Geschichte doch auch große Männer, die bisweilen ein wenig, ab und zu sogar sehr geschwollen sein konnten.

So hatte z. B. Goethe — das können auch seine leidenschaftlichsten Bewunderer nicht bestreiten — die allerschönsten Anlagen zum Gecken, zum Kleidernarren, zu jeder Form hochmütiger und rücksichtsloser Eitelkeit. Besondere Arten seiner entzückendsten Gedichte scheinen ihm im geschwollenen Zustand am besten gelungen zu sein, auch seine Helden Tasso, Egmont und Faust sind oft in fast unbequemer Weise geschwollen. Aber vor dem Fall ins Lächerliche, dem die Geschwollenheit des weniger begabten Mannes in so bedenklicher Weise ausgesetzt ist, bewahrt Goethe und seine Helden die hohe geistige Bedeutung, die unablässig schlichtet, ordnet und zähmt, und die es macht, daß einem das ehrbare Dahinschreiten der vor den Wagen gespannten Pantherkاذen doppelt edel und verdienstlich erscheint, weil man die Bestien bei einigen mit urwüchsigter Wildheit und Grazie ausgeführten Sprüngen hat beobachten können.

Einem vorübergehenden Anfall von Geschwollenheit dürfte kaum irgend welche pathologische Bedeutung beizumessen sein. Wo er sich einstellt, setzt er zwar natürlich immer eine leichte Befangenheit des Urteils und eine gewisse Eitelkeit voraus, aber dafür sind wir Menschen. Ganz vorurteilsfrei ist so leicht keiner, und das Selbstgefühl ist uns auch schwerlich gegeben, damit es leer ausgehe. Weniger harmlos gestaltet sich die Sache, wenn die Geschwollenheit, wie bei dem Bürgermeister von Zaardam, chronisch wird: Dieses Aug, wie ein Flambeau!

Wir möchten über die chronische Geschwollenheit, die unsre geselligen Zustände zu dem macht, was sie sind, am liebsten nichts sagen. Es giebt Wilber, die besser nicht entrollt, Schleier, die besser nicht gelüftet werden. Versuchen wir es vielleicht gleich in den ersten Erziehungsjahren? Sind der Wunsch und die Überzeugung, mehr oder besser als dieser und jener zu sein — Triebkräfte, die offenbar der stakattitenförmigen Entwicklung unsers geselligen Lebens zu Grunde liegen —, schuld daran? Liegt die Veranlassung in der ameisen- und schmeißfliegenartigen Überfüllung, die einen zu ersticken droht, sobald man sich einem zu teilenden Gute oder einem zu genießenden Vergnügen auch nur von weitem zu nähern sucht? Wir wissen es nicht. Sogar die Porträts auf den Ausstellungen sehen aus ihren auf „apart aussehen“ berechneten Rahmen geschwollen auf uns herab, und das Erscheinen der „Anleitung zum imponierenden Auftreten“ läßt uns hoffen, daß wir den Gipfel der Erbärmlichkeit nun so ziemlich erreicht haben, und daß also der Augenblick nicht mehr fern ist, wo abermals die großen Wasser erfreuliche Wandlung bringen werden.

Die berufsmäßige Geschwollenheit gehört mehr der Vergangenheit an. Präsidanten, Generale, Duodezfürsten, Professoren, Pastoren, Büttel und Profosze glaubten damit nur zu thun, was ihres Amtes war. Vielleicht war auch der Gedanke so übel nicht: es wäre sonst für die Zwecke einer würdevollen „Repräsentation“ oftmals kaum mehr übrig geblieben als der liebe Körper, der den Wamsfern, Röcken, Mänteln und Roben als Kleiderstock diente. Konnten jene Jahrhunderte als Zeiten bezeichnet werden, wo die Regierten nicht viel taugten und die Regierenden gar nichts, so hat sich das, soweit die Regierenden dabei in Frage kommen, erstaunlich geändert. Je größer der Kreis ist, dem sie vorstehn, um so vorurteilsfreier und zugänglicher, um so gebildeter und einsichtiger sind sie. Statt ihrer zeigen sich uns heutzutage die Vertreter des Volks und des Pöbels und diese selbst in einer berufsmäßigen Geschwollenheit, die den Reiz jugendlichen Ungestüms und bärenhafter Tölpelhaftigkeit für sich hat, und die wir auch fürs Auge der schwächlichen, altmodisch gewordenen Süffisance der heutigentags noch vorhandnen, wenig zahlreichen Hofmarschälle halb vorziehn.

Und nun endlich die dekorative Geschwollenheit, die den fürstlichen Leibkutscher, den Thürhüter des herrschaftlichen Palais, den Leichenbitter, den militärischen Gradierten jeden Rangs, den kostümierten Ungarn, Türken oder Bergschotten, den Chargierten im Bierpänner, den Fahnenträger, den Bräutigam, den Jubilar „ziert.“ Wer getraute sich da etwas von Eitelkeit oder Überschaßen nebensächlicher Dinge

zu faszeln, wo der Erfolg, die Leistung, das Schauspiel für das Auge so genußreich sind? Gewisse Zeremonien müßten ja auf dem Flecke abgeschafft werden, wenn es den dabei beteiligten an dekorativer Geschwollenheit zu gebrechen anfinge. Was wäre eine Krönung, eine Festpolonaise, eine feierliche Paroleausgabe, eine Zurückbringung der Fahnen und Standarten, ein Einzug des Rektors, der Dekane und der Professoren, wenn dabei der Kern der Koryphäen aufhörte, dekorativ geschwollen zu sein? Wir haben Männer bei solchen Gelegenheiten agieren sehen, die leider nicht an das, was vor sich ging, „glaubten,“ denen in der That auch die ganze Sache und die gesamte Mitwelt knapp bis an die Ellbogen ging: eine Augenweide war das demungeachtet nicht, und der dekorative Kreisdirektor, wenn er „mit Schimmeln“ gefahren gekommen war und, am obern Ende des grünen Tisches sitzend, uns alle beruhigte, indem er erklärte, er sei beruhigt, war für den coup d'œil doch noch ein anderer Mann. Es wäre schade, wenn dekorative Geschwollenheit aus der Mode käme. Was dem Auge heutzutage bei festlichen Gelegenheiten geboten wird, ist ohnehin mager genug. Was soll aus der Welt denn noch werden, möchte man fragen, wenn keiner mehr schwellen will?

St.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühlh)

Sechzehntes Kapitel

Wie sich zeigt, daß Kopf und Herz zweierlei Dinge sind



ir müssen noch einmal zum Kirchberg und zum patriotischen Konzert zurückkehren, denn wir haben da eine Ecke außer acht gelassen, in der etwas nicht unwichtiges geschah, oder sich wenigstens vorbereitete. Wir haben schon erzählt, daß sich Lydia und Ellen an einem Tisch im Hintergrunde niedergelassen hatten, Ellen einfach und nett wie immer, Lydia hochelegant gekleidet. Sie waren nicht allein geblieben; einige Töchter von Holzweiser Patrioten hatten auf freundliche Einladung der jungen Mädchen bei ihnen Platz genommen, aber es war nicht recht zur Annäherung zwischen beiden Parteien gekommen. Die „Ökonomentöchter“ unterhielten sich vom letzten Ökonomenballe in Braunsfels, und was sie da für Kleider angehabt hätten, und vom nächsten Ökonomenballe, und was sie da für Kleider anziehen würden. Sie sprachen sehr angelegentlich vom jungen Aibling in Siebendorf, und wieviel Morgen Land der einmal von seinem Vater erben werde, und was seine Tante für eine Frau sei, und wieviel ihr Gut wert sei; und vom jungen Transfeld in Rodesheim, und welchen Mädchen der schon den Hof gemacht habe, und wem er gegenwärtig den Hof mache; und daß Franz Ritter in Affeborn nächstens heiraten werde, und daß seine Braut einen ganz unvernünftigen Aufwand mache. Und dann steckten sie die Köpfe zusammen und machten Bemerkungen über die jungen anwesenden Herren in ihren chauffeestaubfarbenen Anzügen und mit ihren roten, frischwaschnen Gesichtern, die da herumstanden und, die Zigarre im Munde, den Himmel anstauten, als gebe es keine Mädchen, weder in der Welt überhaupt, noch im besondern auf dem Kirchberg. Das war aber pure Berstellung.

So blieb auch für Ellen und Lydia nichts übrig, als gleichfalls die Köpfe zusammenzustechen und sich zu mokieren. Lydia war sehr übermütig, und Ellen bemühte sich gleichfalls, heiter zu sein, es kam aber nicht recht natürlich heraus,